

Dankwart Guratzsch

Korrespondent für Architektur und Städtebau der Tageszeitung „DIE WELT“

Ist das Architektur, oder kann das weg?

Die Denkmalpflege greift jetzt auch nach hässlichen Nachkriegsbauten. Sind die wirklich schützenswert?



WWW.MALZBORNPHOTO/FRÉLÉNE POUL MALZBORN

Was die Deutschen nach dem Krieg gebaut haben, Wohnungen, Ämter, Firmensitze: alles Kunst oder kann das weg? Richtig ist, die Sachen sehen heutzutage (meist) schäbig aus, so, wie die Menschen aus dem Krieg kamen – verhungert, dünnhäutig, ärmlich.

VON DANKWART GURATZSCH

Die Devise war: nur nicht auffallen. Kirchen mit flachen Dächern oder seltsam gekrümmten Wänden, Hauptsache nicht „sakral“. Zeilenbauten mit Ziegel-

dächern, Rechteckformate, bis zum Überdruß korrekt.

Es folgte die Phase „Wir sind wieder wer“. Brutalismus pur. Betonkuben – graumaisig, klobig, bedrückend massiv. Plattenbauregale für den regulierten, funktionsgerechten Menschen. Das Verwunderlichste daran: Trotz Eisernem Vorhang, Schießbefehl, Störsendern – die Wohnburgen sahen hüben und drüben gleich hässlich aus. Dieselbe Vergangenheit, dieselbe Unbedarftheit.

Irgendjemand hat die Regel aufgestellt: Wenn Häuser sechzig werden, darf man den Denkmalschutz ranlassen. Aber der will jetzt nicht mehr warten und schon früher eingreifen. Denn die Notbehelfs- und Renditearchitektur ist nicht beständig. Überall nassende Flachdächer, Kältebrücken, löchrige Fenster- und Türprofile, hellhörige Wände. Bellt der Hund im Erdgeschoss, fällt der siebte Stock aus den Betten. Die Abstände zwischen Rohbau und Schrottbau verkürzen sich, das Neue veraltet schneller als es museal wird.

Es ist die Stunde des Denkmalschutzes, auch wenn die Architekten der Häuser oft noch leben und ihre Schöpfungen selbst zum Schutz anmelden. Aus Denkmalschutz wird Lebenswerk-schutz. Aber übertreiben wir da nicht? Kann einfach alles „Denkmal“ sein?

Es kann. Der große Georg Dehio (1850–1932), seines Zeichens Historiker, hat es als Urvater der modernen Denkmalpflege vorgemacht. Man muss nur von der Vorstellung abgehen, dass Baudenkmale „Kunst“ sein müssten. Für Dehio war der Maßstab die Geschichte.

Und Geschichte ist alles. Vom Zoo des 19. Jahrhunderts bis zum Gewerbebepark des 21. Jahrhunderts. Von der Kriegsbaracke bis zur Wohnbauserie WBS 70. Von der aus Geldmangel ungebaut gebliebenen Brache bis zur

Hamburger Bürostadt City Nord. Von der Insel Helgoland bis zum FDGB-Ferienheim. Endlich hat Architektur die Last von Wertigkeit abgestreift und darf Monument des gelebten Augenblicks sein.

Technikversagen, Pfusch und Behelfsarchitektur – plötzlich erscheint selbst das Pleiten-, Pech- und Pannen-behaftete denkmalwürdig, wenn es Ausdruck einer Zeit ist, in der Mangel herrschte und jeder sehen musste, wie er sich durchmogelt. Schlecht belichtete Arbeitsplätze, niedrige Decken, papierdünne Wände: alles Zeitdokumente, weil sie von technischen Standards zeugen, mit denen die neue Licht-Luft-Sonne-Bauweise der Sozialreformer zu kämpfen hatte – und mit denen ihnen trotzdem der Durchbruch gelang. Das Unscheinbare, Stinknormale, und das Missglückte und Miserable – sie sind „Denkmal“ wie das Vollendete, Schöne.

Der Denkmalpflege widerfährt, was bereits dem Literaturverständnis geschehen ist. Der Werbeslogan auf dem Bierdeckel ist so wichtig wie Goethes „Faust“. Deshalb weiß auch niemand mehr, was eine Leitkultur ist. Kultur ist Brei. Und Köche sind alle.

Als jetzt der Internationale Rat für Denkmalpflege Icomos in Mainz sein 50-jähriges Bestehen feierte, weitete er den Denkmalbegriff erstmals programmatisch auf die Nachkriegsarchitektur aus – und tappte genau in diese Falle. Die rheinland-pfälzische Landeshauptstadt ist der Gründungsort des deutschen Ablegers dieser internationalen nicht staatlichen Organisation, die 1965 in Warschau ins Leben gerufen wurde, noch im selben Jahr in Deutschland Fuß fasste und heute in 120 Ländern durch „Nationalkomitees“ vertreten wird.

Aber Mainz ist auch Austragungsort eines Streites um Nachkriegsbaukunst

geworden. Hier, in einer Stadt, die jahrhundertlang kein Rathaus besaß, ist sie durch ein so prominentes Bauwerk wie den „Fuchsbau“, das Rathaus des dänischen Architekten Arne Jacobsen, vertreten: grau, grob, vergittert. Die öffentliche Debatte, ob der mangelbehaftete und bei den Bürgern von Anfang an umstrittene Bau für 50 Millionen saniert werden soll, spaltet die Stadt.

Wenn das Beispiel repräsentativ für die mangelnde Beliebtheit der Nachkriegsarchitektur in der Bevölkerung ist, stehen dem Denkmalschutz schwierige Zeiten bevor. Denn nach strenger Auslegung der Denkmalregeln, wie sie in der Charta von Venedig 1964 niedergelegt wurden, ist sogar das „Weiterbauen“ am Denkmal, also seine technische und gestalterische Vervollkommnung und Überformung, problematisch. Denn damit wird sein „Dokumentcharakter“ verfälscht.

Aus filigranen Armaturen werden massive, aus dunklen Wohnverliesen balkongeschmückte Glasvitruinen, aus bescheidenen Vorstadtsiedlungen bunte Jahrmarktsbuden, aus Bürostädten Mischgebiete, in denen sich Wohnhäuser und Kindergärten, Skateranlagen und Spielplätze zwischen die Verwaltungshochburgen schieben. Alles menschlicher, netter, renditeträchtiger, nur nicht „denkmalgerecht“. Das Dokument der Entstehungszeit und das, was der Architekt und Planer womöglich als „sozial“, „wirtschaftlich“ oder „künstlerisch“ empfunden hatten, ist weg.

Das Dilemma hatte sich schon früher gezeigt, nur war es noch keinem aufgefallen. Als Nachkriegsarchitekten darangingen, die Gründerzeitfassaden glattzurastieren, kreierten sie ein Bild der Kaiserzeit, das frei erfunden war. So „unwirklich“ waren die Gründerzeitstädte nie. Als sich dann die Demokraten die Nazi- und Sowjetbauten vornahmen, Tribünen sprengten, Aufmarschstraßen verengten, künstliche Keile in die Fassaden trieben, die Abhöranlagen aus den Mauern schälten und die monströsesten Monumente sprengten, etablierten sie ein willkürlich geschöntes Bild der Diktaturen. Ganz genauso ergeht es jetzt den Plattenbausiedlungen und der autogerechten Stadt.

Trägt der Begriff des Geschichtsdenkmals noch, oder müssen die Kriterien für das, was denkmalwürdig ist, neu geschärft werden? Immer klarer wird, dass die „Masken und Gespenster“, die der Prophet Dehio heraufsteigen sah, die Oberhand gewinnen – weil sich das Geschichtliche an Baudenkmalen nicht einfrieren lässt. Die Forderungen nach Bequemlichkeit, Klimagerechtigkeit, Sozialverträglichkeit, Ästhetik prägen ihnen neue Schichten auf, die ihren Urkundenwert ruinieren. Dem Verfallsdatum und Verformungsprozess entrinnt nur – die Kunst. Und auch sie nur, wenn eine aufgeklärte Obrigkeit rechtzeitig ihren Wert ermisst.

In Mainz getrauten sich die Denkmalpfleger noch nicht, die Grundsatzfrage zu stellen: Was ist am Nachkriegsbauen „Kunst“ und sakrosankt und was kann von der Bürde, Dokument zu sein, entlastet werden? Sie sollten sich nicht täuschen. Der Streit muss ausgefochten werden.